

Sandra Girod
Nenn mich nicht Hasi!

SANDRA GIROD

NENN MICH
NICHT HASI!



blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
© 2014 by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-0513-4

www.blanvalet.de

*Nichts für ungut,
Lola L. und Rudi R.*

1

Als der Kaninchenstall gebaut wurde, sah ich darin ein Zeichen, dass nun die Zeit gekommen war, etwas Grundsätzliches an meinem Leben zu ändern.

Ich heiße Angela Winter, mag am liebsten den Sommer und lege großen Wert darauf, dass man meinen Vornamen Anjela ausspricht – von der Sprachmelodie klingt er fast so hübsch wie der von Angelina Jolie. Leider neigen viele Leute dazu, mich zunächst Angäla zu nennen. Wie Angäla Merkel, mit der ich wirklich keinerlei Ähnlichkeiten habe. Außer vielleicht den Spitznamen »Mutti« – ich höre seit neun Jahren auf diese Funktionsbezeichnung.

Ich stand auf dem nackten Balkon unserer Doppelhaushälfte und sah über den Garten auf die Straße hinab. Wir wohnten im Norden Hamburgs, mit Energiesparhäusern auf bushaltestellengroßen Grundstücken, die von allen Seiten einsehbar waren. Die versteckten Villen in den parkähnlichen Anwesen mit hohen Mauern, Videoüberwachung und ohne Klingelschilder begannen erst zwei Kilometer weiter. Dort standen uralte Eichen, prachtvolle Kastanien und Trauerweiden, die ihre Zweige in der Alster badeten. Ich war umgeben von niedrigen Thujahecken und Lorbeerbüschen. Und unter einem hockte unser

Doppelhausnachbar Michi und hämmerte an dem Gerüst eines Kaninchenstalls herum.

»Hier entsteht eine Nobel-Herberge für Kaninchen!«, hatte er fröhlich gerufen und seinen Bauplan erläutert: im Obergeschoss ein Schlaf- und Ruheraum, im Erdgeschoss ein Speisesaal, im Souterrain eine offene Toilette und davor ein kaninchengerechter Garten.

»Super!«, hatte ich zurückgerufen und sparsam gelächelt. Von meiner Terrasse würde ich also bald zwei Kaninchen beim Kacken zusehen können. Von unserem Balkon aus konnte man die Wipfel der mächtigen Bäume in den Parks betrachten. Sie waren noch ganz kahl. Der Frühling kam einfach nicht in Fahrt. Immerhin war der Schnee endlich verschwunden und hinter unserem Haus ein matschig-graubraungrüner Mini-Acker zum Vorschein gekommen. Im letzten Sommer war diese botanische Ruine ein Rasen gewesen. Bleistiftdünne Krokusse kämpften sich nun tapfer ans Licht. Ich wünschte mir so sehr den Winter fort, dass ich am liebsten jeden einzelnen Krokus angefeuert hätte: Komm, Kleiner, du schaffst es!

Michi hämmerte unverdrossen am Stall herum. Statt ihm für die Aussicht auf Kaninchenköttel Prügel anzudrohen, war mein Mann Jan-Rudi in den Keller gegangen, um Bier zu holen. Ich dachte gerade darüber nach, ob ich an unserer Terrassenseite Efeu, Knöterich oder Kletterrosen pflanzen sollte, um die intimen Einblicke in das Kaninchen-Kempinski erträglicher zu gestalten, als ein silberner Ferrari in unsere Wohnstraße einbog und vor einem Haus parkte, das ich zuvor nie bewusst wahrgenommen hatte. Ein Mann in einem eleganten schwarzen Mantel, Typ American-Express-Werbung, stieg aus. Eine Frau in einem

roten Spaghettiträgerkleid, Typ Montagskino im ZDF, öffnete die Haustür und trat dem Mann entgegen. Die beiden sahen aus, als ob sie ins Theater gehen wollten. So früh am Nachmittag? Seltsam. Wann war ich eigentlich das letzte Mal im Theater gewesen? Vermutlich zur Aufführung von Dornröschen. Mein Sohn Luca hatte damals eine Hecke gespielt.

Ich wunderte mich darüber, wie zögerlich sich die beiden näherten. In dem Fummel musste sich die Frau halbtot frieren. Jetzt standen sie sich gegenüber. Schauten sich an. Sekundenlang. Bis der Mann seine Arme ausstreckte und die Frau an sich zog. Die beiden küssten sich. Ausgiebig. Und, soweit ich es aus der Entfernung beurteilen konnte, leidenschaftlich. Schließlich streifte der Mann seinen Wintermantel ab, wickelte ihn um die Frau, hob sie hoch und trug sie ins Haus.

Es war nicht schwer, sich vorzustellen, was jetzt hinter der geschlossenen Tür passieren würde. Michi musste meinen verklärten Gesichtsausdruck missverstanden haben und grinste mit Nägeln zwischen den Zähnen zu mir hoch. Oder doch nicht, dachte ich und seufzte, als Jan-Rudi mit zwei Bierflaschen zurückkam. Was sollte schon passieren? Möglichkeit 1: Der Mann mit dem Wintermantel fragt: »Was gibt's zu essen?« Möglichkeit 2: Die Frau im roten Fummel sagt: »Unser Sohn hat die Mathearbeit verhauen.« Möglichkeit 3: Der Typ zieht sich aus und verteilt seine Klamotten überall im Haus.

»Häschen in der Grube, saß und schlief...«, sang eine Frauenstimme aus dem Kinderzimmer. Knöpfchen hatte offenbar die Plastikhammondorgel wiedergefunden, die gewöhnungsresistente Lieder abspielte, wenn man auf

bunte Tasten patschte. Meine frühere Kollegin Isy hatte ihr das Ding geschickt, zusammen mit einer Postkarte für mich, auf der Klein-Arthur im Matrosenanzug posierte und sagte: »Du fragst mich: Was soll ich tun? Und ich sage: Lebe wild und gefährlich.« Ha, ha. Jetzt hing der Spruch an der Pinnwand, über dem Plan der Müllabfuhr, und gab mir etwas Spott mit auf den Weg, wenn ich planmäßig die schwarze, die gelbe, die grüne und die blaue Tonne an die Straße schob.

»Armes Häschen bist du krank, dass du nicht mehr hüpfen kannst...« Ich fand dieses singende Plastikding meiner zweijährigen Tochter irgendwie deprimierend. Wahrscheinlich hatte eine hochtalentierete Opernsängerin ihre Karriere vergeigt und musste schließlich ihr Geld mit dem Besingen von scheußlichen Plastikhammondorgeln verdienen. Immerhin, sie brauchte sich selbst nicht mehr zuzuhören.

»Häschen hüpf! Häschen hüpf!«, sang die Plastikdingfrauenstimme.

Ich dachte an die bevorstehende Kasernierung zweier Kaninchen. An die Frau im roten Spaghettiträgerkleid. An Isy, die sich via Facebook von Ibiza gemeldet hatte. Und dann dachte ich, dass es höchste Zeit war, etwas an meinem Leben zu ändern. Hier ging gerade einiges in die falsche Richtung.

»Ich bin ja der Meinung, dass jede Ehe nur fünf Jahre dauern sollte«, sagte Paula. »Danach bekommt der Mann eine Beurteilung mit auf den Weg. Bei Frank würde ich schreiben: Hüten Sie sich vor Frank M. Er lässt seine Socken unterm Wohnzimmersofa liegen, weil er sie auszieht, wenn er müde wird und warme Füße bekommt. Und er ist nicht in der Lage, einen leeren Joghurtbecher selbstständig zum Mülleimer zu tragen.«

»Wie viele Männer hätten dann überhaupt die Chance, ein Empfehlungsschreiben zu erhalten?«, fragte ich. »Mehr als zehn?«

Paula sah mich belustigt an und fragte zurück: »In Hamburg, Deutschland oder weltweit?«

Paula war die Mutter von Lucas bestem Freund Vincent. Sie erzählte gern von ihrem Einser-Abitur, mit dem sie Medizin hätte studieren können. Aber weil ihr Dienstleistungen zuwider waren, hatte sie ein Volkswirtschaftsstudium absolviert und mit »summa cum laude« abgeschlossen. Was ihr aber auch nicht geholfen hatte, denn statt eines Dax-Konzerns manage sie nun ihre Familie. Jedenfalls versuchte sie es.

»Soll ich dir sagen, was ich gestern im Geschirrspüler gefunden habe? Ein Inhalationsgerät. Frank hat's rein-

gestellt. Es lag noch in der Küche rum, und er wusste nicht, wohin mit dem Teil«, sagte Paula.

»Immerhin hat dein Mann erkannt, dass man einen Geschirrspüler befüllen kann«, sagte ich. »Bei Jan-Rudi habe ich schon alles Mögliche versucht, um ihm begreiflich zu machen, dass ein schmutziger Kaffeebecher in und nicht auf den Geschirrspüler gehört. Zuletzt habe ich gelbe Zettel hinterlassen, mit Pfeilen und der Aufschrift: ›Noch 30 Zentimeter und ich habe mein Ziel erreicht.‹ Der nächste Becher wanderte wirklich in den Geschirrspüler, aber dafür blieben natürlich die gelben Zettel liegen.«

Paula grinste schief. »Ich stelle mir gerade vor, was passieren würde, wenn *ich* gelbe Zettel kleben würde, mit Hinweisen wie: ›Ich gehöre an den Haken. Ich möchte in den Wäschekorb. Mein Zuhause ist die Garderobe. Ich will ins Altpapier.‹ Vor lauter Zetteln würdest du bei uns einen Gelbkoller bekommen.«

Paula, Knöpfchen und ich waren auf dem Weg zum Tag der offenen Tür des TSV Alstertal, bei dem die Turner, Tänzer und unsere Söhne mit einer Vorführung zeigen wollten, was sie in den letzten Monaten vorbereitet hatten. Der Flyer kündigte Auftritte der »1,2,3 im Sauseschritt«, der »Hüpfenden Schnecken«, der »Dancing Bockwürstchen«, der »Flying Bond-Girls« und zwölf weiterer Gruppen an. Luca und Vincent gehörten zum Team der »Mixed Jumpers« und waren schon dort.

Die Mitte der Turnhalle war mit blauen Matten ausgelegt, auf denen umgedrehte Bänke, Holzkästen und ein Trampolin standen. Gefühlte hundert Kinder hüpfen hinter einer Absperrung um ihre Trainer herum und kreischten vor Lampenfieber. Nervöse Mütter, gelangweilte Ge-

schwisterkinder, Omas, Opas, Au-Pairs und eine Handvoll Väter schoben sich in den Zuschauerbereich. Was nicht einfach war, denn einige Hardcore-Fanmütter hatten wohl vor der Turnhalle übernachtet und ihr erkämpftes Terrain auf dem Hallenboden mit ausgebreiteten Woldecken abgesteckt. Knöpfchen saß auf meinen Schultern und krallte sich an meinen Haaren fest. Paula verlor ich, als wir unsere Kuchenspenden abgaben, deren Erlös den Kindern und Jugendlichen zugutekommen würde. Mein Fertigbackmischung-Zitronenkuchen war kommentarlos angenommen worden.

Mit einer gewissen Rührung blickte ich auf einige etwa zwölfjährige Mädchen, die offenbar zur Gruppe »Highschool Musical Dance« gehörten. Sie schmissen ihre langen Mähnen in den Nacken und zupften mit blaulackierten Fingernägeln an ihren bauchfreien Tops herum. Knöpfchen würde in zehn Jahren auch zu solch einer Zicke geworden sein. Als ich in dem Alter war, wollte ich Brian Connolly, den Frontman von »Sweet«, heiraten. Oder Prinzessin werden. Auf alle Fälle plante ich, dass Schönheit, Reichtum und Ruhm eine zentrale Rolle in meinem Leben einnehmen sollten. Dass ich später einmal in der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit eines Einkaufszentrums sitzen würde, hätte ich mir nicht erträumt. Und dass mein Diktiergerät, mit dem ich früher die Interviews mit dem »Mitarbeiter des Monats« aufzeichnete, jetzt seit Jahren auf meinem Nachttisch lag, weil ich damit dokumentieren konnte, wie sehr Jan-Rudi schnarchte, erst recht nicht.

Der Vorsitzende des TSV Alstertal griff zu einem Mikrofon, um die zahlreich erschienenen Gäste zu begrüßen. Er war gerade dabei, das Engagement der ehrenamtlichen

Trainer zu würdigen und sich für die liebevollen Kuchen-spenden zu bedanken, als er von Rolf Zuckowski abgewürgt wurde. Dessen Lied »Flieg, meine kleine Kugel« diente offenbar als Startsignal für die »Dancing Bockwürstchen«, die von wild hüpfenden Schnecken verfolgt wurden. Nun entdeckte ich auch Luca und Vincent. Der Bändiger ihrer »Mixed Jumpers« war gerade dabei, seine Truppe in die Arena zu scheuchen, wo der erste Jumper jetzt zum Trampolin rannte, mit einem Sprung auf einer Matte bruchlandete, sich wieder aufrappelte, zum Holzkasten weitereilte, sich daraufhievt und auf der anderen Seite wieder herunterplumpste. Mein Sohn folgte, hopste, scheute vorm Holzkasten und lief außen herum. Vincent hatte anscheinend seinen Einsatz verpasst und irrte zwischen den Turngeräten umher. Die Ordnung in der gesamten Choreographie war beeindruckend. So etwa mussten sich die Atome bewegt haben, als sie in der Ursuppe des Kosmos aufeinanderprallten.

Ich kämpfte mich mit meiner Tochter auf dem Arm zum Kuchenstand. Knöpfchen bestand auf einen formerly known as Negerkuss. War der auch selbstgemacht? Während ich noch mit der Frau am Verkaufsstand darüber diskutierte, wie man die Dinger heute eigentlich nennen könne, ohne sich lächerlich zu machen, war Knöpfchen aus meinem Blickfeld verschwunden.

Hilfe! Ich ließ meinen Kaffee und den Zitronenkuchen stehen und schubste mich durch das Gewühl. Diese blöden Schnepfen auf ihren Wolldecken machten ein Durchkommen fast unmöglich. Da! Mein Kind stand mutterseelenallein hinter einem Mann in einem Maßanzug, der mit seinem iPhone den Auftritt der »Flying Bond-Girls«

filmte. Maßanzüge, hatte ich mal gelernt, erkannte man daran, dass die Knopflöcher an den Ärmeln nicht zugenäht waren. Bei denen von der Stange waren sie es immer. Knöpfchen wiegte liebevoll ihren Schokokuss in den Händen. Der Anzugträger sah aus, als hätte er eben noch als Senior Key Account Manager ein Meeting geleitet und sich dann busy von seiner Sekretärin verabschiedet. Knöpfchen brachte sich hinter seinen anthrazitfarbenen Hosenbeinen in Position. Die Bond-Mädchen Elektra King, Lupe Lamora und Holly Goodhead fesselten seine gesamte Manager-Aufmerksamkeit. Knöpfchen hatte jetzt die Schokolade abgeschleckt und bleckte aus einem schwarzen Gesicht die weißen Milchzähnen. Dann betrachtete sie den beachtlichen Rest ihres Schokokopf-Massakers und schüttelte ihn aus ihren klebrigen Händen direkt in einen offenen Aktenkoffer.

»Bäh!«, sagte Knöpfchen.

»Sch...«, flüsterte ich. Wie konnte man als Senior Key Account Manager auch nur so dämlich sein, in diesem kriegsähnlichen Gebiet einen aufgeklappten Aktenkoffer auf den Boden zu stellen? War ich eine fiese Terroristennutter? Würde ich mich nach diesem Anschlag feige mit der Attentäterin aus dem Staub machen? Ich beschloss: Ja. Und zwar ohne Bekennerschreiben.

Gerade als ich mir Knöpfchen schnappte, drehte sich der Senior Key Account Manager herum. Von vorn wirkte er richtig sympathisch: blaue Augen, eine randlose Brille, kleine Grübchen. Jetzt lächelte er, als ob er soeben ein Geschenk bekommen hätte, das mit der Visa-Karte nicht zu bezahlen gewesen wäre. Solch eine Freude über Schaumkussmatsche im Rindsleder-Koffer?

»Ich glaube es nicht«, sagte er. Und dann: »Was machst du denn hier, Paula?«

Mein Blick wanderte überrascht zwischen der plötzlich wieder an meiner Seite aufgetauchten Paula und dem Manager hin und her. Mit meiner schokoverschmierten Tochter auf dem Arm machte ich eine Geste in Richtung der Waschräume, um im nächsten Moment eilig in der Menge unterzutauchen. Rechts blinken, links abbiegen, eine alte Ganoven-Regel.

Vor der Turnhalle wühlte ich in meiner Großraumtasche nach Feuchttüchern. Schon der Wahnsinn, was George, Gina & Lucy alles ausspuckten: Ersatzwindel, Ersatzbody, Müllbeutel, Schere, Trinkflasche, Lippenstift, Handy, zwei angelutschte Traubenzucker-Lollis, Portemonnaie, Kamm, Schlüsselbund mit Playmobil-Anhänger, noch ein Lippenstift, ein Pixibuch »Conni auf dem Bauernhof«, ein Spielzeug-Handy, mehrere Ikea-Bleistifte – aber keine Feuchttücher. Ich fluchte leise und opferte einen großen Zipfel meiner weißen Bluse, um Knöpfchens Hände etwas weniger klebrig zu reiben. Wie peinlich. Hoffentlich entdeckte der Mann den Schweinkram erst zu Hause, dann konnte uns Paula nicht verpetzen. Schlimmstenfalls fiel es ihm erst morgen im Büro auf, wenn er in einem Meeting seine Unterlagen herausfingern wollte. Ich konnte praktisch vor mir sehen, wie der Senior Key Account Manager eine Untersuchung zu Alleinstellungsmerkmalen seines Unternehmens auf den Tisch legen würde – zur Freude seiner Mitarbeiter mit einem abgeschleckten Schokokuss. Ich musste Jan-Rudi dringend fragen, ob unsere Haftpflichtversicherung das übernehmen würde.

»Oh«, sagte Knöpfchen. »Da! Wau!«

Vor uns auf dem Bürgersteig führte ein Mann einen Hund spazieren. Wofür ich ihm dankbar war, weil Knöpfchen dem Wau energisch hinterhermarschierte. Normalerweise würdigte sie jedes Wunder am Wegesrand: Oh, ein Blatt! Oh, ein Stein! Oh nein, ein Kaugummipapier! Für Strecken über 300 Meter empfahl sich nach Möglichkeit der Bus. Doch dieses Mal hatte sie der Jagdinstinkt gepackt. Der Hund lief zwar ein forsches Tempo, schaffte aber kaum Strecke, weil er ständig zwischen der rechten und der linken Seite des Fußwegs kreuzte.

Es war schon merkwürdig – der Mann vor uns sah auf seine Weise mindestens so attraktiv aus wie der Manager in der Turnhalle: groß, schlank, blond, Schimanski-Jacke. Doch der Hund hatte eine verheerende Wirkung auf seine Gesamterscheinung. Der Köter war winzig klein und schien auch die Absicht zu haben, es auf ewig zu bleiben. Ein Malteser? Ein Chihuahua? Jedenfalls kaum bemerkenswerter als ein Eichhörnchen. Außerdem zog das Hündchen an einer viel zu langen Leine, es sah aus, als würde es sein Herrchen spazieren zerren.

Ein großer Mann und ein kleiner Hund, das ging gar nicht. Ein sofortiger, offensichtlicher Disqualifizierungsgrund, wie weiße Socken oder eine Mickey-Mouse-Krawatte. Oder ein dämliches Autokennzeichen. Ein Stuttgarter, der als S-AU unterwegs war, outete sich gleich als Vollidiot. Genauso wie ein Segeberger, der SE-XY durch die Gegend fuhr. Ein alberner Hamburger hatte da schon größere Probleme, sich zu erkennen zu geben. Bei HH-MM war die Botschaft zum Beispiel nicht gleich ersichtlich: Gehörte der Wagen Malte Müller oder bedeutete es Hummel Hummel, Mors Mors?

Der große Mann und der kleine Hund mäandrierten auf einen in die Jahre gekommenen Porsche zu. Bestimmt würde die Typenbezeichnung 911 auf dem Kennzeichen stehen. Ich schaute aufs Schild: HH-SV-911. Stolz auf sein olles Auto und dazu bekennender HSV-Fan. Wie schön, dass auf das männliche Sendungsbewusstsein Verlass war.

»Tüss, Wau«, sagte Knöpfchen und winkte. Der Mann lächelte uns zu, hatte aber keine Hand frei, um zurückzuwinken. Er brauchte beide, um sein Eichhörnchen in einen Hundekorb zu stopfen. Kurz darauf porschte er an uns vorbei.

»Wau alle«, erklärte Knöpfchen ernst. »Brumm.«

Wir kamen zu Hause an. Mit einem Blick auf eine Girlande an der Eingangstür von Michi und Dagmar wunderte sich meine Tochter: »Wasndas?«

Herzlich willkommen, Uschi und Alfred! stand auf einem Pappschild, das von einem selbstgemalten Flor aus Blumen, Herzen, Gräsern und Wurzeln umrankt wurde.

»Das«, sagte ich, »bedeutet wohl, dass unsere neuen Nachbarn eingezogen sind.«

Jan-Rudi und ich waren zwei Wochen später bei unseren Doppelhausnachbarn eingeladen – nicht, um die Kaninchen Uschi und Alfred willkommen zu heißen, sondern um Dagmars 38. Geburtstag zu feiern. Michi hatte uns nach der Begrüßung zum Esszimmer gelotst und gleich neben mir Platz genommen. Er schenkte uns Wein und Wasser ein. Die Männer unterhielten sich über ihre Jobs.

»Sagen wir mal so: Die Leute, die momentan bei mir im Werk arbeiten, sind sehr schlicht strukturiert. Da laufen lauter Evolutionsbremsen herum. Wenn du einen Schäferhund durch die Hallen schickst, hebst du den Intelligenzdurchschnitt schon spürbar an.« Michi hielt kurz inne, sah mich an und fügte hinzu: »Meine liebste Anjela, du hast gar kein Wasser mehr zu trinken. Darf ich dir noch etwas einschenken?«

Er nahm mein Glas, goss nach und umfasste leicht und wie zufällig meine Hand, als er es mir zurückreichte.

Michi arbeitete als freiberuflicher Computer-Nerd und war zweifelsfrei in der Lage, im Vorbeigehen Linux oder das benutzerfreundliche Betriebssystem »Freund, der alles für dich macht 8.0« per Bluetooth auf jedem x-beliebigen Kaffeeautomaten zu installieren. Momentan programmierte er kilometerlange Maschinen, die vollautomatisch kleine,

aber unglaublich wichtige Teile für die Autoindustrie herstellten.

»Vor dieser Fertigungsstraße sitzt später eine Frau und drückt einen Knopf, wenn eine Fehlermeldung erscheint. Heute habe ich so einer kleinen Flocke eine Einweisung gegeben – und was sagt die Zaubermaus nach einer Stunde zu mir? Sie sagt: ›Ich kann nicht lesen.«

Jan-Rudi lachte kurz auf und sagte: »Wenn du keine Ahnung hast, hast du keine Ahnung.«

Ich verdrehte die Augen. »Die wirkliche Evolutionsbremse ist doch der Mensch, der diese arme Frau vor die Maschine gesetzt hat. Und ich schätze, bei dem Vorgesetzten handelte es sich um einen Mann.«

Ich stand auf, um zu Dagmar in die Küche zu gehen, wo sie seit unserem Eintreffen mit Töpfen und Schüsseln klapperte.

»Da hast du völlig recht, liebe Anjela«, sagte Michi, der mir gefolgt war. »Was duftet hier eigentlich so lecker?«

»Szegediner Gulasch«, sagte Dagmar und füllte Kartoffeln in eine Schüssel.

»Ich meinte damit eigentlich dein Parfum«, raunte Michi mir leise zu, als er das dampfende Gulasch zum Esstisch trug. Ich sah ihn stumm von der Seite an und dachte: Ich weiß zwar nicht, was du von mir willst, aber meine Antwort lautet, nur über meine Leiche.

»Ich habe mich genau ans Rezept gehalten, ich hoffe, es schmeckt allen, es kann nur sein, dass etwas Salz fehlt«, sagte Dagmar und lief zurück in die Küche, um kleine Salzstreuer zu holen.

»Ich war heute beim Friseur und wurde von einem appetitlichen Häppchen mit einer Mörder-Figur bedient«,

sagte Michi zu Jan-Rudi und schnalzte mit der Zunge. »Wenn so ein kleiner Schnuckelhase dir zärtlich an den Nacken geht, ist das doch gleich ein echter Nutzwert. Die Puppe hat mir den Kopf massiert, und ich dachte nur: How horny is that then.« An mich gewandt fügte er hinzu: »Liebe Anjela, das musst du bei deinem Mann auch mal machen. Dann schnurrt jeder Tiger wie ein Kätzchen.«

Ich ließ das Besteck sinken und schaute Dagmar an. Sie tat so, als ob sie nichts gehört hätte. Dann betrachtete ich Michi eingehend. Kleine, kurzsichtige Augen hinter einer panzerglasdicken Brille. Ein fleischiges Gesicht auf einem Schweinenacken. Graue Borstenhaare. Gelbe Zähne in einem riesigen Mund. An den Schneidezähnen beginnende Karies oder der Rest vom Mittagessen. Unter dem beigefarbenen Hemd ein fatter Hängebauch. Wann hatte dieser Kerl das letzte Mal in einen Spiegel geguckt?

Michi schaufelte das Gulasch einhändig in sich hinein, ein bisschen Soße rann aus seinen Mundwinkeln.

»Hab ich heute einen Witz im Radio gehört«, sagte er zu Jan-Rudi. »Weckt ein Mann seine Frau mitten in der Nacht und sagt: ›Hier, Schatz, deine Kopfschmerztablette.‹ Sagt sie verschlafen: ›Aber ich habe doch gar keine Kopfschmerzen.‹ Sagt er: ›Na, dann ...‹«

Michi zeigte seine gelben Zähne mit dem schwarzen Fleck und lachte wiehern, und ich schaute zu, wie ein Tropfen Gulasch aus seinem Mund auf das beigefarbene Hemd tropfte. Dann feuerte ich einen Blick zu Jan-Rudi, der nur kurz grinste, mit den Schultern zuckte, einen Schluck Wein trank und in aller Seelenruhe weiteraß. Warum konnte mein Mann jetzt nicht bitte mal aufstehen und diese Kreatur kräftig durchschütteln?

»Schmeckt es euch?«, fragte Dagmar. »Die Kartoffeln hätten vielleicht noch ein bisschen länger gekonnt.«

»Nicht geschimpft ist Lob genug«, sagte Michi.

»Es schmeckt ganz hervorragend«, sagte ich. »Nur der Edelzwicker ist nicht mein Fall.«

Michi sprang sofort auf und erbot sich, in seinem Penny-Sortiment nach Alternativen zu schauen, aber ich winkte hastig ab. Ich hatte keine Lust auf Migräne.

»Aber noch einmal zu den rückenmarksgesteuerten Einzellern im Werk«, sagte Michi kurz darauf. »Die riefen mich neulich um 23 Uhr an, weil die Anlage stehen geblieben war. Ich habe ihnen haarklein erklärt, was sie machen sollen, und gesagt: ›Ich kann nicht kommen, ich habe zwei Flaschen Wein intus.‹ ›Macht nichts‹, haben die Evolutionsbremsen gesagt, ›wir schicken dir ein Taxi und tragen dich zur Anlage.‹ Dabei herrscht dort striktes Alkoholverbot.«

Ich schaute Michi an und dachte: Wie konnte Dagmar es ertragen, mit diesem Monster zusammenzuleben? Und wie viele Leute waren notwendig gewesen, diesen Klops ins Werk zu wuchten?

»Mensch, Michi«, sagte ich mitten in seine Selbstzufriedenheit hinein, »ausgewählte Supermänner wie du können sogar noch besoffen die Welt retten.« Und fügte hinzu: »Aber vielleicht möchte ich doch lieber in Würde aussterben.«

Michi grinste mich breit an. Ich spürte, wie seine kleinen Schweineaugen meine Brüste fixierten. Merkte diese Dumpfbacke eigentlich noch irgendetwas?

»Du erinnerst mich an das Retter-Team von Section 8«, sagte ich und wurde von Jan-Rudi mit einem kurzen, missbilligenden Blick bedacht. Luca hatte die Comics in dem

Karton mit Jan-Rudis Tim und Struppi-Sammlung gefunden. Angeführt wurde die verpeilte Truppe von Sixpack, einem Supermann-Verschnitt mit Bierbauch, der ständig voll war wie ein Eimer. An seiner Seite kämpfte der Franzose Jean de Baton-Baton, der Feinde mit Baguettes verprügelte und sie anschließend mit Zwiebelringen blendete. Ich seufzte resignierend. Egal.

»Wie wäre es mit Eis zum Nachtisch?«, fragte Dagmar.

»Ich bin sehr satt und furchtbar müde«, sagte ich, »aber ich helfe dir noch gern beim Abräumen.« Ich griff nach einigen Gläsern und ging in die Küche.

Michi sprang auf und trug seinen Teller zur Spüle. Durch die Tür sah ich, dass Dagmar ihm verblüfft hinterher-schaute.

»Wenn man satt und müde ist, gehört man ins Bettchen«, sagte Michi in der Küche zu mir und gab mir im Vorbeigehen einen Klaps auf den Po. Ich drehte mich langsam zu ihm um. Das durfte ja wohl nicht wahr sein. Er grinste jetzt über sein ganzes Schweinegesicht. Was glaubte der Mann eigentlich, wer er war?

Ich lächelte zurück wie ein Reptil. Dann nahm ich wortlos mein volles Glas Edelzwicker von der Spüle, kippte es auf Michi und sah zu, wie ihm der Wein über das beigefarbene Hemd mit den Gulaschtropfen und über die schlecht-sitzende Hose auf seine billigen Plastikschuhe kleckerte. Michi sah nun aus wie ein Monster, das sich in die Hosen gemacht hatte.

»Wie ungeschickt von mir«, sagte ich. »Du arme Sau bist wirklich nur von Idioten umzingelt.«

Hättest du Michi und Dagmar nicht fragen sollen, bevor du den Eumel einpflanzt?«, fragte Jan-Rudi mich am nächsten Abend, als er von der Arbeit nach Hause kam.

»Haben die beiden uns gefragt, ob wir Nachbarn von zwei kackenden Kaninchen sein wollen?«, fragte ich zurück. Ich war noch immer stocksauer auf Jan-Rudi.

»Ach, Hasi, ich weiß wirklich nicht, warum du dich dermaßen aufregst«, hatte mein Ehemann am Abend zuvor beim Schlafengehen zu mir gesagt, weil ich mich ausführlich über unseren Doppelhausnachbarn empört hatte. »Michi neigt eben dazu, Körperkontakt zu suchen. Er meint es nicht so.«

Ich hatte mich aufrecht im Bett hingesetzt und Jan-Rudi fassungslos angestarrt. Es gab harmlose Grabbler, Grabbler mit Hintergedanken und hässliche Grabbler mit lüsternen Hintergedanken. Michi gehörte ganz eindeutig zur Kategorie drei. Mich beleidigte schon der Umstand, dass es eine Amöbe wie er überhaupt wagte, mich anzugucken.

Ritterlichkeit war eindeutig kein Steckenpferd von Jan-Rudi, der innerhalb von Sekunden in Tiefschlaf gefallen war, während ich vor Zorn nicht zur Ruhe fand. Wenn andere Männer mitbekamen, dass ihre Frauen betatscht wurden, griffen sie zu den Waffen. Mein Ehemann zog den

Frieden in der Nachbarschaft vor und gab mir den Rat, mich nicht so anzustellen. Unglaublich.

Mein Mann band sich jetzt die Krawatte ab, ließ sie auf einem Stuhl liegen und suchte die Küche nach den Resten des Mittagessens ab. Ich ging in den Keller und nahm die Wäsche von der Leine. Voll grimmiger Zufriedenheit dachte ich an meine Neuanschaffung, die ich am Nachmittag im Garten eingepflanzt hatte. Paul's Himalayan Musk Rambler nannte sich der imposante Rosenstrauch. Ich hatte ihn im Pflanzencenter nach fachkundiger Beratung gekauft: violette Blüten, süß duftend, Rankhöhe irgendwann über fünf Meter, so hoch wie der Sprungturm im Freibad. Knöterich hätte sich wie die Pest um den ganzen Garten geschlungen und Efeu hundert Jahre gebraucht, bis er den Kaninchenstall umrankt hätte.

»Ich weiß gar nicht, was du hast. Ich mag Kaninchen«, sagte Jan-Rudi, als ich mit dem Wäschekorb wieder nach oben kam. Er deutete ein Mümmeln an. »Am liebsten mit Knoblauch, Thymian und einem Schuss Rotwein.«

Wider Willen musste ich grinsen. »Das erzähl mal Justus und Jonas«, sagte ich und kippte den Korb auf dem Esstisch aus. Die fünfjährigen Zwillinge der Nachbarn verbrachten momentan jede freie Minute beim Stall, um Alfred und Uschi den Aufenthalt im Kempinski so angenehm wie möglich zu gestalten. Unser Sohn hatte sich bisher glücklicherweise diskret zurückgehalten. Das Versprechen, das Justus und Jonas ihrer Mutter machen mussten, hatte ihn wohl verschreckt: Die beiden gaben ihr das feierliche Ehrenwort, die Kaninchen täglich zu füttern und den Stall regelmäßig, unaufgefordert und ohne jegliche Äußerung von Unmut zu säubern. Der Preis, daran womöglich

für gelegentliches Kaninchenstreicheln beteiligt zu werden, war Luca offenbar zu hoch. Und selbst Knöpfchen schien nichts mit Uschi und Alfred am Hut zu haben. »Da, Hasis«, war ihr einziger Kommentar gewesen. Die Möhren, die ich ihr irgendwann als Willkommensgeschenk für die neuen Nachbarn in die Hand gedrückt hatte, hatte sie selbst aufgegessen.

»Aber ich bleibe dabei«, sagte ich. »Michi ist ein Riesens arschloch, dem du Prügel anbieten müsstest. Und diese blöden Kaninchen stinken. Vielleicht handelt es sich bei mir auch um eine pathologische Abweisung. Ich denke bei den Tierchen nun mal an Gunnar Syster aus dem Einkaufscenter. Und den möchte ich nun wirklich gern aus meinem Gedächtnis löschen.«

Es war der Tiefpunkt meiner beruflichen Karriere gewesen: Mein direkter Vorgesetzter hieß Gunnar Syster, ein Name wie eine Geschlechtskrankheit. Ein smarterer Typ, der immer so tat, als habe er die Marketing-Weisheiten mit Löffeln gefressen. Ich hatte damals gegen mein Bauchgefühl seinen Auftrag ausgeführt und eine Kaninchenzucht-schau organisiert. Aus dem ganzen Umland waren Kaninchenzüchter in unser schickes, stylisches Center gepilgert und hatten Stroh und Ställe auf dem Marmorboden im Erdgeschoss arrangiert. Der Kontrast zu Chrom und Glas haute einen schier um. Schließlich musste bei der dreitägigen Schau natürlich noch ein Sieger gekürt werden. Der Gewinner des Contests hieß »Erdbeertörtchen« und war ein unglaublich großes, fettes, weißes Kaninchen. Sein Herrchen sah aus, als ob er schon mal Kandidat bei »Bauer sucht Frau« gewesen wäre. Das Foto von Erdbeertörtchen auf dem Arm des bollestolzen Besitzers in unserem

schicken, stylischen Einkaufszentrum ging wunschgemäß durch die gesamte Presse. Der Senior Godfather Himself Manager of the Center beschimpfte uns nach seinem Urlaub unter anderem als gehirnamputierte Provinzgeister. Und Gunnar Syster tat so, als wäre die gesamte Hornochsen-Idee von mir gekommen. Glücklicherweise war ich damals schon schwanger.

»Ich verbinde mit Kaninchen einfach keine positiven Assoziationen«, sagte ich. »Erinnerst du dich noch an meine Kollegin Esther? Die hatte damals einen Hund namens Micky. Micky bekam Herzanfalle, wenn er nicht mehr Gassi gehen wollte, und schmiss sich einfach auf die Seite. Herztropfen, Pillen, Pulver, nichts half. Der Tierarzt meinte, der Hund sei einsam. Also hat Esther ihm ein Kaninchen als Spielgefährten gekauft. Und siehe da: Das Herzrasen hörte auf. Micky hat das Kaninchen tatsächlich nicht gejagt, sondern den ganzen Tag lang abgeschleckt. Das Kaninchen drehte daraufhin völlig durch, wurde bissig und kam schließlich in Einzelhaft. Das arme Vieh hatte sich eine chronische Bronchitis zugezogen, weil es immer klatschnass war. Tatsächlich handelte es sich wohl auch um etwas Psychosomatisches.«

»Und was schlägst du jetzt vor?«, fragte Jan-Rudi, der es sich mittlerweile auf dem Sofa vorm Fernseher bequem gemacht hatte. »Sollen wir ein Befreiungskommando für Kaninchen gründen?«

»Warum nicht?«, sagte ich. »Free Uschi and Alfred!« Das hat doch einen guten Klang.«

Ach, ich war unterm Strich einfach zu lieb. War das alles gerecht? Ich saß noch immer am Esstisch und spielte allein Socken-Memory: 75 Strümpfe suchen ihren Partner. Jan-

Rudi zappte sich derweil durch 100 Kanäle, Verweildauer auf einem Sender: drei Sekunden.

Genau genommen war ich nicht einfach nur zu lieb, nein, ich war ein Schaf. So folgsam, dass ich mich selbst von der Computerstimme beim Telefonbanking mit dem Drücken der Neun verabschiedete, statt einfach den Hörer aufzuknallen. Ich war für kleine Aufmerksamkeiten so dankbar, dass ich gleich einen ganzen Becher Aioli kaufte, wenn mir der Türke am Vorspeisenstand ein Stückchen Fladenbrot mit Knoblauchcreme geschenkt hatte – und nicht protestierte, wenn er den größten Behälter nahm und ihn bis zum oberen Rand vollklatzte. Ich war so gutmütig, dass ich mich von dem Fuzzi in dem Telefonladen eine halbe Stunde zutexten ließ, obwohl ich ihn doch nur nach einem neuen Handy gefragt hatte. Wollte ich 5000 freie SMS in alle Netze und günstig telefonieren für 29,8 Cent die Minute oder kostenfrei telefonieren am Wochenende zwischen 3 Uhr und 8.30 Uhr, dafür aber auch ins europäische Ausland ohne Island zum Flex-Tarif? Ich war so entscheidungsschwach, dass ich dann doch lieber alles beim Alten beließ und mit meinem altersschwachen Handy aus dem Laden flüchtete. Statt dem Fuzzi zu sagen: Schieb mir ein Smartphone rüber und leg dir deinen Flex-ohne-Island-Tarif gehackt auf den Verkaufstresen.

Bestimmt war ich auch manchmal einfach zu doof. Beispielsweise, als ich mir neulich von der sehr freundlichen, sehr bemühten Verkäuferin eine Lederjacke aufschwätzen ließ – weich wie Rosenblüten, apfelfarben wie ein Granny Smith, sensationell herabgesetzt und leider vom Umtausch ausgeschlossen.

»Kermit aus der Sesamstraße wird sich sofort in dich

verlieben«, hatte Jan-Rudi gesagt, als ich das Teil zu Hause aus der Tüte zog. Und: »Vermutlich hatten die in dem Laden eine Wette laufen. Wer es schafft, eine Kundin zum Frosch zu machen, darf den nächsten Samstag freinehmen.«

Nein, gerecht war das alles nicht.

Ich schleppte den Korb mit der zusammengefalteten Wäsche, 37 verknoteten Sockenpaaren und einer Strumpfwaise die Treppe hoch und verteilte sie auf die Kleiderschränke. Dann sammelte ich die Schmutzwäsche ein und trug sie in den Keller. Kurz bevor ich die Waschmaschine neu füllte, hielt ich inne.

Ich sortierte die Sachen von Jan-Rudi aus, die er achtlos auf den Badezimmerboden geworfen hatte. Mit einem maliziösen Lächeln stopfte ich sein T-Shirt in den Werkzeugkoffer und die Socken ins Weinregal zwischen einen 93er Brunello und einen Chianti Classico.

Hier war Schluss mit lustig.

»Hast du das gelesen?«, fragte Paula mich eine Woche später. Sie deutete auf eine Meldung im Vermischten der Tageszeitung.

Ich verdrehte die Augen. Wann sollte ich bitteschön an diesem Morgen die Zeitung gelesen haben? Ich hatte einen hibbeligen Neunjährigen zum Bahnhof Altona gebracht, wo um 8.02 Uhr seine Klassenreise nach Sylt starten sollte. Gummistiefel, Bettwäsche, Handtücher und Klamotten für alle Wetterlagen zwischen minus 5 und plus 20 Grad waren kurz vorher aus dem liebevoll gepackten Koffer gerutscht, weil Luca spontan entschieden hatte, dass sein Schnuffeltuch inkognito mitreisen musste. Und deshalb nicht in den Rucksack zu den Bananen, den Broten, den Gummibärchen, den Keksen und der Apfelsaftschorle durfte.

»Wäre doch voll peinlich gewesen, wenn ich Schnuffeli aus Versehen im Zug ausgepackt hätte«, schniefte Luca, während ich schreiend auf dem Koffer herumturnte, in den er den Klump zurückgestopft hatte. Knöpfchen beobachtete interessiert, wie Mama beim Blick auf die Uhr einen Nervenzusammenbruch bekam, und sagte: »Kacka.«

Schließlich war ich wie Evel Knievel quer durch die Stadt gebrettelt und um Punkt acht Uhr mit quietschenden

Reifen im strikten Halteverbot vorm Bahnhof zum Stehen gekommen. Für meinen Galopp mit Knöpfchen auf dem Arm, Koffer unterm Arm und Luca mit Rucksack und Großraumhandtasche an der Hand gab es von der Lehrerin einen strengen Blick, von den anderen Müttern am Bahnsteig ein Kollektiv-Lächeln aus Mitleid und Verständnis. Immerhin sorgte das Adrenalin in meinem Blut dafür, dass ich kaum heulen musste, als die Nord-Ostsee-Bahn aus der Halle fuhr. Mein Kleiner das erste Mal auf großer Fahrt und gleich so weit weg und dann noch auf eine Insel! Mein Sohn hatte keine Zeit für Sentimentalitäten und keine Hand frei zum Winken, denn er hatte Vincent im hinteren Teil des Großraumabteils entdeckt. Durchs vorbeiziehende Fenster sah ich, wie er seinen Koffer über die Füße der mitreisenden Fahrgäste schleifte.

»Freiheit!«, hatte Paula gerufen, als der Zug hinter der ersten Biegung verschwunden war. Dann hatte sie sich ein bisschen Wimperntusche unter den Augen weggewischt und mich beim Bäcker auf einen Latte Macchiato eingeladen. Knöpfchen hatte ein Schoko-Croissant bekommen.

»Also hör zu«, sagte Paula nun und wedelte mit dem Hamburger Abendblatt. »Hier steht, dass ein Kanadier jeder belgischen Sabine schreibt.« Sie las vor: »Um die Frau seines Lebens wiederzufinden, hat ein Kanadier zu einer ungewöhnlichen Maßnahme gegriffen. Weil der Mann nur den Vornamen und die Nationalität seiner Angebeteten kennt, schreibt er 3700 Briefe – an jede Belgierin, die Sabine heißt. Der Bauunternehmer Marc Lachance hatte die junge Frau bei einem Urlaub auf Kuba kennengelernt, als sie gemeinsam einen Tagesausflug nach Havanna machten. Obwohl er sich sofort verliebt hatte, traute er



Sandra Girod

Nenn mich nicht Hasi!

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7645-0513-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2014

Hasi kann auch anders ...

Angela wohnt mit ihrem Mann Jan-Rudi und den beiden Kindern Knöpfchen und Luca in der Hamburger Vorstadt. Alles verläuft in geordneten Bahnen – bis die spießigen Nachbarn einen Luxus-Kaninchenstall in ihrem Garten errichten und Angela klar wird: Ihr Leben ist stinklangweilig! Eine Affäre scheint die Lösung zu sein, und wer würde sich dafür besser anbieten als Arwid, der flirtende Fleischer vom Wochenmarkt, der auch noch wie ein hanseatischer Brad Pitt aussieht? Doch einen romantikfreien Kurztrip mit der Norwegen-Fähre und eine verwirrende Nacht am Elbstrand später muss Angela erkennen: In der Liebe hat meistens das Chaos das letzte Wort ...

Ihr Mann stellt seine Tasse immer auf und nicht in die Spülmaschine? Nach diesem Roman wird alles anders!